

Buchbesprechungen

Hermann Kant, Okarina, Aufbau-Verlag, Berlin 2002, 463 S., 22,50 €.

Okarina, Italienisch gleich Gänschen, laut Meyers Lexikon Gefäßflöte aus Ton oder Porzellan etwa in der Form eines Gänseeis, mit einem Schnabel zum Anblasen und 8-10 Grifflöchern; von sanftem, stumpfem Klang, ursprünglich ein Karnevalsinstrument, bis heute aber auch als Kinderinstrument verbreitet. Was Hermann Kant nicht daran hindert, besagtes Blasinstrument dem Generalissimus Stalin an die Hand zu geben, auf dass dieser den jungen Mann aus seinem polnischen Gefängnis in den Kreml zitiert, ihn zu seinem „Ideengefäß“ ernennt, ihm vor allem aber die Flötentöne des Marxismus-Leninismus beibringt. Wie man aus dem späteren Dasein des Schriftstellers Hermann Kant weiß, hat dieser seine „Okarina“-Lektion auch begriffen und in tätiges Handeln zum Frommen von Staat und Partei in der einstigen DDR umgesetzt.

Schauen wir in dieses „Ideengefäß“, in den recht umfänglich geratenen neuen Roman von Hermann Kant, so fällt einem zunächst der starke autobiographische Bezug auf. Das ist charakteristisch für diesen Autor, der früher einmal bekannte: „Die Autobiographie ist ein fester Grund, von dem her man arbeiten kann. Ich sehe nicht ein, warum ich mir Geschichten und Charaktere ausdenken soll, solange ich vor einem unausgeleerten Magazin voll selbsterlebter Geschichten und Charaktere stehe.“ „Okarina“ ist also ein Lebensroman, bewusst als solcher angelegt, ein Auf- und Abrechnen mit der Vergangenheit, mit Krieg und Gefangenschaft, Sozialismus und Staatswerdung der DDR, die - wen wundert's! - für den Autor nach wie vor die redlichere deutsche Option darstellt. Da geht der Autor mit uns durch die Zeiten. Der Ich-Erzähler erinnert sich seiner Hamburger Kindheit, der ge-

lernte Elektriker, der als Soldat in den Krieg muss, Kriegsgefangener und Antifaschüler, Germanistikstudent der Arbeiter- und Bauernfakultät des ersten Greifswalder Jahrgangs, schließlich Journalist und Schriftsteller, am Ende in ländlicher Einsamkeit im Mecklenburgischen, der 75-Jährige ein bisschen altersweise und nicht wenig alterspathetisch: „Da gehe ich, von Herzen schlecht, allein auf Fahrt. Lasse Zunder und Plunder zurück. Das Kaderzeug, den Flötenkram und alle guten Gebote...“

Aber es sind dann doch die Flötentöne der Okarina, auf die es in diesem Leben ankommt. Das Lehrgehäuse mit dem Ideengefäß verwechselnd, exerziert Kant uns vor, wie aus der Erfahrung von deutscher Schuld der neue sozialistische Menschentypus, der antifaschistische Charakter sich formt. Unter Zuhilfenahme nachdrücklicher Ermahnung in Gefangenschaft, Lager, in Baracke und Gruppengemeinschaft. Dieser Niebuhr, der Ich-Erzähler, uns auch aus früheren Werken von Kant vertraut, gibt den listigen Schelm, die freche Kodderschнауze, den rebellischen Simpel - gerade immer so weitgehend, dass es für alle Beteiligten noch erträglich bleibt. Dazu ein rechter Schwere-nöter, der nichts auslöst, „nichts anbrennen“ lässt. Seine Leidenschaft für amerikanische Western der B-Klasse - Allan Ladd hat es ihm angetan - bringt ihn sogar in Fußkontakt zu einer adretten Amerikanerin, für die sich der Autor den etwas törichten Namen Norma-Marilyn ausgedacht hat. Überhaupt - Kants Insistieren auf seinem von alters her eher unglaubwürdig bezeugten Ruf als Meister von Wortwitz und parodistischem Unernst - verführt ihn allzu häufig zur Kalauerei. Nein, heiter-ironisch kann man Kants Erzählstil wirklich nicht

nennen. Es bleibt eine Kälte zurück, die den scharfen Verstand des Beobachters nicht aus dem eisigen Umraum freigibt, trefflich dazu die Episode, in der Kant erzählt, wie Niebuhr eine auf dem Teich vorm Haus festgefrorene Möwe befreien will. Es ist viel von Kälte die Rede in Kants „Okarina“. Eis am Anfang - Eis am Schluss. Vielleicht hat Fedia, Niebuhrs Freundin, auch einfach nur gefroren, als sie ohne nähere Begründung weggeht, nichts Weiteres als einen Zettel zurücklassend: „Es ging nicht anders...“ Niebuhrs stille Leidenschaft für leicht herrisch auftretende Damen wird vom Erzähler bereits aus der Zeit der Gefangenschaft kolportiert, setzt sich aber später durchaus fort. Käme da nicht immer wieder der Genosse Stalin mit ins Spiel, der dem jungen Niebuhr Tee servieren lässt, „ehe er auf der Okarina spielte und mich bat, nach seinem Abgang seine Ideen im Auge zu behalten“ - was, wie man weiß, auch seine Folgewirkungen zeitigte.

Kant hadert aber nicht mit der Vergangenheit, obwohl er um den eigenen Stellenwert und Anteil weiß. Fern liegt es ihm, sich zu rechtfertigen oder zumindest den Versuch zu unternehmen. „Meine Überzeugung steht lange fest, dass meine Zeit nur nutzlos war, wenn ich sie so sehe“, heißt es im Buch. „Ich hatte das eine Regime nicht geändert, ich konnte das andere nicht ändern...“ Mit solchem Geständnis-Haschee muss man bei Kant auf Schritt und Tritt rechnen. Authentisch ist sein Erzählen dort, wo er die unmittelbaren Nachkriegsjahre Revue passieren lässt. Da gelingen Kant immer wieder eindruckliche Bilder und Szenen. Dort aber, wo er eine Art over-voice für sozialistische Traktaten-Gelehrsamkeit übernimmt, wirkt sein Blasinstrument heillos verstopft. Da scheitert auch ein so geschickter Erzähler wie Hermann Kant, dessen frühe Romane „Die Aula“, „Das Impressum“ und „Der Aufenthalt“ seinerzeit zu Recht als bedeutende Zeugnisse der DDR-Literatur gewürdigt wurden. Okarina kann sich in dieser Reihe nicht sehen lassen.

*Wolf Scheller,
Köln*

Klaus Pickshaus/Horst Schmitthener/Hans-Jürgen Urban (Hrsg.), Arbeiten ohne Ende. Neue Arbeitsverhältnisse und gewerkschaftliche Arbeitspolitik, VSA-Verlag, Hamburg 2001, 253 S., 17,80 €.

Das Thema ist nicht neu, doch längst nicht abschließend verarbeitet. Gewiss soll man aktuelle Veränderungen nicht vorschnell zu säkularen Umwälzungen aufblasen. Doch der Vergleich drängt sich auf: Vor anderthalb Jahrhunderten stellte die Industrialisierung die Fabrikarbeit binnen Generationsfrist unter ein Arbeitszeitregime, das den überkommenen Zeitrhythmus von Feierabend und Feiertagen durch die Grenzenlosigkeit der Tages- und Nachtarbeit abgelöst hat. An die Stelle des natürlichen Tagesablaufs und kirchlicher wie gesellschaftlicher Konventionen trat die Rationalität der Uhr. Hinter den so geschaffenen Zeittakt gab es kein Zurück mehr. Doch gelang es der Arbeiterbewegung, der individuellen Arbeitszeit Grenzen zu setzen und die Arbeitszeitgestaltung zu kontrollieren, ja mitzugestalten. Die Kollektivität der Fabrikarbeit bildete zugleich das Fundament für gemeinschaftliche Gegenwehr und die dadurch bewirkte Einbettung der Arbeitszeit.

Hier zeichnet sich seit geraumer Zeit ein Wandel ab, der womöglich von ähnlich tief greifender Bedeutung ist. Die Betriebe werden durchlässig. Markt-, sprich: Kundenerwartungen und Konkurrenzsystem schlagen auf den einzelnen Arbeitsplatz durch. Das Wettbewerbsprinzip löst damit schrittweise das geschlossene Modell der hierarchisch organisierten betrieblichen Arbeit ab. Die Grenze zwischen selbstständiger und betrieblich abhängiger Arbeit ist fließend. Begriffe wie Selbst-Unternehmer, Ich-AG etc. umschreiben diesen Tatbestand.

Die Folgen sind ambivalent. Die Internationalisierung von Marktanforderungen verstärkt den Leistungsdruck und führt tendenziell zur Maßlosigkeit der Inanspruchnahme. Der Buchtitel „Arbeiten ohne Ende“ kennzeichnet diese Seite der Medaille. In mehreren Beiträgen (von Klaus Pickshaus, Angela Schmitt, Wilfried Glissmann, Uwe Lenhardt, Jürgen Reusch, Alfred Oppolzer und Christiane Färber sowie Christoph Elscheid und Andrea Fergen) werden die gesundheitli

chen, psychischen und sozialen Belastungen noch einmal eindrucksvoll belegt und im Einzelnen erläutert. Betriebliche Erfahrungen, namentlich aus der noch jungen IT-Branche und aus der Medienwelt (insbesondere von Glissmann und Michael Ertel sowie Gunter Haacke) untermauern die empirische Bestandsaufnahme.

So weit die negative, inzwischen auch hinlänglich bekannte und aufgearbeitete Seite der Bilanz. Auf der anderen Seite steht die Verheißung persönlicher Identifikation und Selbstbestimmung. Wenn die betrieblichen Fenster zur Außenwelt sich nicht mehr allein auf Geschäftsleitung, Ver- und Einkauf und Kundenservice beschränken, sondern potenziell jeden Arbeitsplatz für unmittelbare Außenkontakte öffnen, muss jede(r) Arbeitnehmer/in folgerichtig in der Lage sein, Marktsignale selbst zu verarbeiten und auf sie zu reagieren; das geht nicht ohne Delegation von Entscheidungsbefugnis und Verantwortung. Genau hier liegt das Problem: Die betriebliche Wirklichkeit bleibt – noch – überwiegend deutlich hinter den Verheißungen zurück. Delegation von Verantwortung heißt ja stets auch, betriebliche Machtpositionen in Frage stellen. So erweist sich die Diskrepanz zwischen Belastung, ja Überforderung und Leistungsdruck auf der einen und unverändert rigider Einengung der Arbeitsgestaltung als veritabler Stressfaktor, wie es beispielsweise von Alfred Oppolzer, Jürgen Reusch und Christiane Färber eindrucksvoll dargestellt wird. Vielfach regiert eben noch der alte Adam betrieblicher Hierarchie und Kommandostruktur bei gleichzeitig hochgeschraubter Erwartungen an selbstständige, quasi unternehmerische Leistung.

Das andere Problem betrifft die herkömmlichen Instrumente der Gegenwehr. Wird die Gestaltung der Arbeit individualisiert – was auch teilautonome Gruppenarbeit einschließt –, droht der tarifvertraglichen Arbeitszeitbegrenzung und der betrieblichen Mitbestimmung die arbeitsorganisatorische Grundlage abhanden zu kommen. Die Aufgabe, vor Gesundheitsverschleiß, Überforderung, übermäßiger Leistungsverausgabung zu schützen, mutiert zum Schutz der Arbeitnehmer/innen vor sich selbst. Die moderne Variante der Überforderung kommt als Selbstausbeutung daher. Daher stoßen die herkömmlichen Methoden tarifvertraglicher Stundenbegrenzung und der Mitbestimmung über Mehrarbeit und Schichtplangestaltung an ihre Grenzen. Mit Recht mahnen Pickshaus, Schmitt

henner und andere an, die überkommene stellvertretende Interessenwahrnehmung durch neue Formen der unmittelbaren Kontrolle und Einflussnahme durch die Betroffenen selbst zu ergänzen; sie sind „Experten in eigener Sache“, wie bereits vor längerer Zeit formuliert wurde. Dass dies ein Erfolg versprechender, wenngleich mitunter mühseliger und langwieriger Ansatz ist, zeigen die von einzelnen Betriebsräten in IBM-Betrieben initiierten Aussprachen und Aktionen unter der Belegschaft, wie namentlich von Wilfried Glissmann nochmals im Einzelnen geschildert wird. Es sind Beispiele für innerbetriebliche Kommunikation, die einen Erfahrungsaustausch über Belastungen sowie Debatten über Leistungsbegrenzung, Bezahlungssysteme und Zielvorgaben ermöglichen. Sie ähneln bezeichnenderweise selbst organisierten Netzwerken freier Publizisten/innen (Michael Eitel/Gunter Haake). So werden Grundlagen und womöglich neue Formen von Einspruch und Widerständigkeit geschaffen. Erst recht gilt das für die notwendige Auseinandersetzung über Vorgaben und Ressourcen im Prozess von Zielvereinbarungen. Wenn auf der Basis von Zielvereinbarungen sog. Vertrauensarbeitszeit eingeführt wird, ist diese sozial vertretbar und rechtlich hinnehmbar nur auf der Grundlage allgemein akzeptierter Zielvorgaben und verabredeter Arbeitspensen einschließlich der zur Verfügung gestellten Ressourcen, auch an Zeit, sowie der jederzeitigen Veränderbarkeit auf Grund vereinbarter Reklamationsrechte.

Damit ist die durchaus vorhandene emanzipatorische Seite neuer Formen der Arbeitszeitgestaltung angesprochen. Auch hier gibt es, so weit die Hineinnahme des Marktes in die betriebliche Arbeitsorganisation vollzogen ist, wohl kein Zurück mehr, etwa zur festen Schicht von 8 bis 15 Uhr. Doch die Widersprüche zwischen Souveränitäts-Verheißung und immer noch bestehenden Grenzen herkömmlicher Arbeitsordnung produktiv zu nutzen, um die notwendigen Spielräume autonomer Gestaltung durchzusetzen oder um den Erwartungen und selbst gesetzten Ansprüche an qualitativ gute Arbeit gerecht zu werden – dies wäre ein Beitrag zur Zeitsouveränität sowie zur Emanzipation in der Arbeit. Dabei geht es nicht nur um verfügbare, also arbeitsfreie Zeiten, sondern auch um die Gestaltung der Arbeit selbst, einschließlich der notwendigen Räume für persönliche Weiterbildung und Mitsprache über Arbeitsziele und –Organisa

tion. Das Buch ist reich an Vorschlägen, die erste Erfahrungen aus der betrieblichen Praxis verarbeiten sowie an sozialpolitischen Vorschlägen in Konsequenz arbeitsorganisatorischer Veränderungen (u.a. von Hans-Jürgen Urban).

*Detlef Hensche,
Stuttgart*

Jorge Semprun, Der Tote mit meinem Namen, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 2002, 202 S., 18,90 €.

Der Mensch ist nicht nur das denkende Lebewesen. Er ist auch, in extremen Situationen, zu Handlungen fähig, die außerhalb jeder Vorstellung von Humanität und Moral stehen. Auf der anderen Seite, wiederum in Grenzsituationen, ist er auch fähig, ein Maß an Leid zu erdulden, das sich gleichfalls jeder Vorstellung entzieht. Von solchen Grenzsituationen handelt in allen Sprachen die uns bekannte KZ-Literatur. Der Spanier Jorge Semprun gehört zu jenen, die Buchenwald überlebt haben, eines der schlimmsten Lager der Nazi-Jahre, auf dem Ettersberg nahe von Weimar. Seine Romane „Die große Reise“ und „Was für ein schöner Sonntag“, um nur die bekanntesten zu nennen, lassen sich freilich nicht ohne weiteres zur Lager-Literatur rechnen. Es ist große Literatur, die persönliche Erfahrung als Hintergrund nimmt, aber nicht in den Vordergrund stellt. Die Bücher dieses Schriftstellers, der unter Felipe Gonzales mehrere Jahre Kulturminister war, in der Franco-Zeit unter dem Decknamen Federico Sanchez als Terrorist von der Polizei des Diktators gesucht wurde, sind vor allem auch Traktate über den Glauben an die Überlebensfähigkeit eines Humanum.

Es ist dabei nicht verwunderlich, dass Semprun im Alter immer wieder zu seiner Erinnerung an Buchenwald zurückkehrt. Sein ganzes Leben erklärt sich aus dieser Erfahrung. Dennoch ist „Der Tote mit meinem Namen“ nicht der Versuch einer Bilanz. Vielmehr taucht Semprun noch einmal ein in die Vergangenheit, versucht, ihre Schatten zu beleben, sich noch einmal dessen zu vergewissern, was ihm das Überleben ermöglicht hat. Das ist die Geschichte eines inszenierten Aus-

tauschs gefährdeter Identität. 1944, im Winter, nimmt der Häftling Semprun auf Anweisung der lagerinternen kommunistischen Kaderorganisation den Namen eines sterbenden Mithäftlings an. Sein „Glück“ besteht nun darin, dass die SS zwar aus Berlin den Auftrag erhalten hat, nach ihm im Lager zu suchen, ihn aber am Ende unter den sterbenden „Muselmanen“ wähnt. „Muselmanen“ - das waren jene KZ-Häftlinge, die keinerlei Überlebenswillen mehr besaßen, die völlig gebrochen und apathisch dem Tod entgegenwarteten -, von den übrigen Häftlingen, aber auch von den Bewachern längst abgeschrieben waren. Einer dieser „Muselmanen“ hat das Überleben Sempruns bewirkt - durch sein eigenes Sterben.

Der Tausch der Identität, den Semprun hier in knapper, unsentimentaler Sprache schildert, erinnert an Roman Fristers bedeutenden Roman „Die Mütze“ aus den 1990er-Jahren. Auch dort wird durch den beabsichtigten Austausch der Kopfbedeckung das Leben des Ich-Erzählers gerettet, während der andere von der SS erschossen wird. Wer als Häftling keine Kopfbedeckung trug, hatte damit praktisch sein Todesurteil besiegelt. Eine moralische Wertung solcher Handlungsweisen, die nichts anderes als das eigene Überleben zum Ziel hatte, entzieht sich jeder nachträglichen Betrachtung. Semprun geht einen Schritt weiter. Er schildert nicht nur das Leben in Buchenwald, zusammengedrängt auf genau zwei Tage. Semprun schlägt den Bogen zur Gegenwart. Die Jahre nach Buchenwald - das ist auch die Erfahrung einer durch Ideologien verschütteten Solidarität. „Nach dem Tod ist nichts, der Tod selbst ist nichts...“ Diese letzten Worte von Francois L., dessen Identität Semprun in Buchenwald angenommen hat, hat der Ich-Erzähler erst sehr viel später entdeckt. Und da verschmelzen Realität und Fiktion zu einer unendlichen Biographie von Schmerz und Tragik in den politischen Wirren des 20. Jahrhunderts. „Der Tote mit meinem Namen“ ist ein dem Leben, der Zukunft zugewandtes Buch, das der Vergangenheit Würde und Respekt bezeugt.

*Wolf Scheller,
Köln*